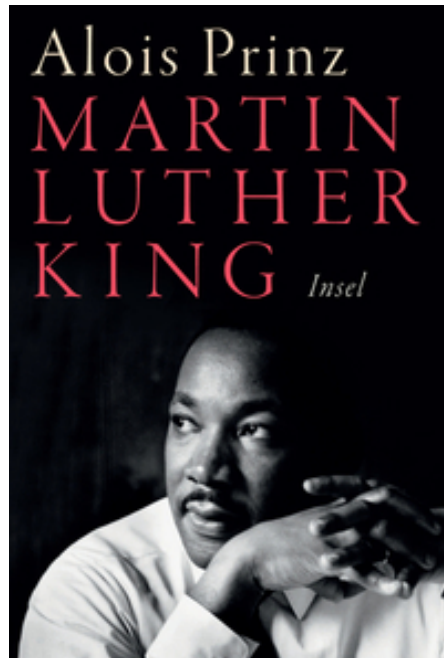


Insel Verlag

Leseprobe



Prinz, Alois
Martin Luther King

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4630
978-3-458-36330-9

Martin Luther King (1929-1968) gilt bis heute weltweit als die Stimme des friedlichen Widerstands und des zivilen Ungehorsams, nicht nur im Kampf für die Rechte der schwarzen Bevölkerung, sondern auch im aktiven Protest gegen Krieg und Ungerechtigkeit. Der Weg des gewaltlosen Widerstands war für ihn allerdings »keine Methode für Feiglinge«. Er selbst und seine Familie wurden ständig bedroht, er saß mehrmals im Gefängnis und wurde schließlich im April 1968 von einem weißen Attentäter erschossen. Vier Jahre zuvor war ihm der Friedensnobelpreis verliehen worden.

Bestsellerautor Alois Prinz erzählt die Geschichte dieses außergewöhnlichen Mannes, der seine Gegner bis zuletzt als »Brüder« sah, mit denen er Versöhnung suchte.

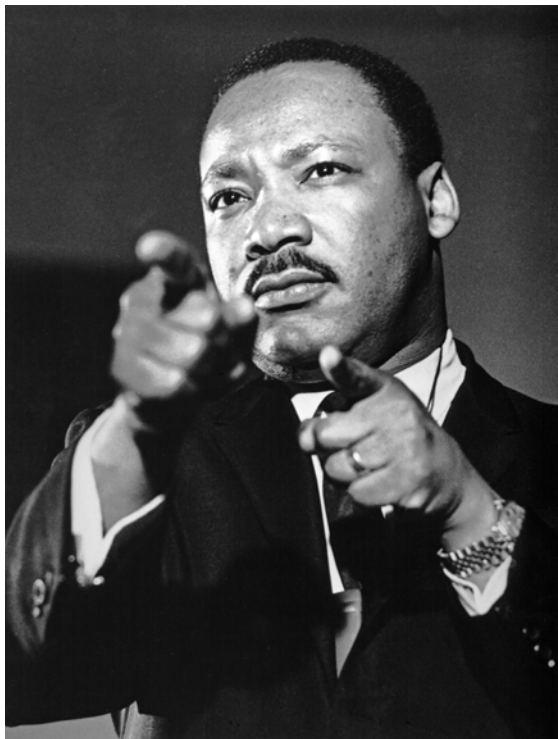
Alois Prinz, 1958 geboren, studierte Literaturwissenschaft und Philosophie und lebt nahe München. Er veröffentlichte mehrere Biografien, u.a. über Georg Forster, Hermann Hesse, Ulrike Marie Meinhof, Franz Kafka, Hannah Arendt und Teresa von Ávila. Er wurde für seine Bücher u.a. mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis und dem Evangelischen Buchpreis ausgezeichnet. Seine Hannah-Arendt-Biografie war ein Bestseller.

insel taschenbuch 4630

Alois Prinz

Martin Luther King





Alois Prinz
MARTIN
LUTHER
KING

Insel Verlag

Erste Auflage 2018

insel taschenbuch 4630

© Insel Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Flip Schulke, Getty Images, München

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36330-9

MARTIN
LUTHER
KING



1. *Martin Luther King beim Marsch auf Washington, D.C.,
28. August 1963*

VORWORT

I have a dream

EIN EXTREMIST DER LIEBE – MARTIN LUTHER KING

»I have a dream« – dieser Satz fällt einem unwillkürlich ein, wenn an Martin Luther King erinnert wird. Dazu gehören die Bilder von der großen Demonstration für die Bürgerrechte der schwarzen Bevölkerung am 28. August 1963 in Washington. Die riesige Menschenmenge unterhalb des Denkmals für Abraham Lincoln. Der eher kleine, dunkelhäutige Mann mit dem runden Kopf und dem Oberlippenbart vor dem Rednerpult mit den Mikrofonen. Er war der letzte in einer langen Liste von Rednern an diesem glutheißen Nachmittag. Er wusste, dass ihm nicht nur die Zehntausende von Menschen vor Ort zuhörten, sondern Millionen vor den Fernsehapparaten. Den ersten Sätzen, die er sprach, merkte man noch seine Nervosität an. Dann wurde seine Stimme fester und steigerte sich zu jenem pathetischen Ton, der sein Markenzeichen war. »Denke daran, dass du nur ein Kanal der Wahrheit bist und nicht die Quelle«, ermahnte sich King stets, bevor er eine Predigt oder eine Rede hielt. Und in der Tat erschien es vielen so, als kämen seine Wor-

te von woanders her und erreichten durch ihn hindurch die gebannt zuhörenden Menschen. Er beschwor eine Welt, die nicht mehr von Rassenhass zerrissen ist. Eine Welt, in der schwarze und weiße Kinder friedlich zusammenleben und nicht mehr nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilt werden. Eine Welt, in der alle Religionen, Rassen und Nationen sich brüderlich die Hände reichen. »I have a dream« – war er ein Träumer, dieser Martin Luther King?

Spätestens nach der Rede auf den Stufen des Lincoln Memorial galt Martin Luther King als Wortführer der schwarzen Bürgerrechtsbewegung. Er wurde ins Weiße Haus eingeladen, er wurde mit Auszeichnungen und Ehrungen überhäuft, und 1964 wurde ihm sogar in Oslo der Friedensnobelpreis verliehen.

Das waren die glanzvollen Höhepunkte seines kurzen Lebens, eines Lebens, das eine dunkle Kehrseite hatte. Fast täglich bekam er Drohbriefe, in denen er als »dreckiger Nigger« beschimpft wurde. Er und seine Familie lebten in dauernder Angst vor Anschlägen. Weiße Rassisten warfen eine Bombe auf sein Haus. Der amerikanische Geheimdienst, das FBI, denunzierte ihn als gefährlichen »Kommunisten« und »schamlosen Betrüger«. Wenn er eine Demonstration anführte,

musste er damit rechnen, von Polizeihunden gebissen, von Steinen getroffen, von Wasserwerfern umgerissen zu werden. Viele Male wurde er grundlos verhaftet, von Polizisten misshandelt, an die zwanzig Mal saß er im Gefängnis. Und schließlich wurde er im Alter von nur neununddreißig Jahren von einem bezahlten Killer erschossen.

Wie kann es sein, dass ein Mann, der sich selbst keinen Hass erlaubte und Gewalt strikt ablehnte, so gehasst wurde? Was er forderte, musste für jeden christlich oder humanistisch denkenden Menschen selbstverständlich sein: dass nämlich alle Menschen gleichwertig sind und gleich behandelt werden müssen. Das war der »Scheck«, den Abraham Lincoln ausgestellt hatte, als er die Sklaverei abschaffte. Als King vor dem Hintergrund der gewaltigen Lincoln-Statue seine berühmte Rede hielt, forderte er die Regierung dazu auf, diesen Scheck endlich einzulösen.

Zum Gründungsmythos der Vereinigten Staaten gehört aber auch der Glaube, dass jeder Mensch das Recht hat, sich zu wehren. Tief verwurzelt im Volk ist der Pioniergeist der ersten Siedler, die das Land erobert und ihr Recht mit Gewalt verteidigt haben. Die Bedeutung, die Schusswaffen noch heute in den USA haben, gehört zu dieser Tradition. Die Idee eines ge-

waltlosen Protestes steht dieser Tradition diametral entgegen. Dabei ist es für Martin Luther King eine unbestreitbare Tatsache, dass sich mit Gewalt nie ein Konflikt lösen lässt. Die Geschichte der Menschheit liefert unzählige Beweise dafür. Immer endete der Einsatz von Gewalt mit neuer Gewalt und Zerstörung. Immer zielte Gewalt darauf ab, den Gegner zu demütigen, der auf diese Erniedrigung mit neuer Gewalt reagierte. Immer schuf Gewalt mehr Probleme, als sie löste. Immer konnte man mit Gewalt einen kurzzeitigen Triumph feiern, aber nie einen dauerhaften Frieden schaffen. Immer bedeutete Gewalt das Ende von Verständigung und von Dialog.

Trotz dieser immer wieder gemachten Erfahrung hörten die Menschen nicht auf, Konflikte mit Gewalt lösen zu wollen. Philosophen und Denker erklärten diese scheinbare Zwangsläufigkeit damit, dass Gewalt in der Natur des Menschen liege. Martin Luther King weigerte sich zu akzeptieren, dass der Mensch einem naturhaften Trieb zur Gewalt ausgeliefert ist. Er war überzeugt davon, dass jeder aus dem Teufelskreis der Gewalt aussteigen kann. Jesus von Nazareth, der Apostel Paulus, Franz von Assisi, der Urwalddoktor Albert Schweitzer, Mahatma Gandhi oder andere namenlose friedfertige Helden waren für ihn der Beweis

dafür. Sie waren Rebellen, aber gewaltlose Rebellen. »Extremisten der Liebe« nennt King sie einmal. Der Weg des gewaltlosen Widerstands, den sie gingen, ist für King »keine Methode für Feiglinge«. Wer nur aus Angst gewaltlos ist oder wer nur friedlich ist, weil ihm die Waffen fehlen, der ist in Wahrheit nicht für diese Form des zivilen Ungehorsams geeignet. Wer Widerstand leistet, ohne Gewalt anzuwenden, nimmt Unrecht nicht passiv hin. Er ist geistig höchst aktiv, versucht, seine Feinde zu verstehen, ja zu lieben. Und er muss lernen, Demütigungen zu erdulden, Schläge hinzunehmen, ohne zurückzuschlagen. Das erfordert eine Stärke, die man durch Erziehung fördern kann, die man einüben muss und die sich dann in konkreten Situationen bewähren kann. Aber nur auf diesem Weg ist für Martin Luther King ein dauerhafter Friede, wahre Verständigung und Brüderlichkeit erreichbar. War er ein Träumer?

Fünfzig Jahre nach Martin Luther Kings großer Rede stand wieder ein Afroamerikaner an derselben Stelle im Schatten des Lincoln-Denkmal. Es war der erste »farbige« Präsident der Vereinigten Staaten, Barack Obama. Er nannte King einen »Helden« und bekannte, dass man von einer Gleichstellung der schwarzen

Bevölkerung in Wirtschaft und Gesellschaft immer noch weit entfernt sei. Der Traum Kings müsse aber der Traum eines jeden Amerikaners, ja der Traum aller Menschen bleiben. Er erfülle sich aber nicht von alleine, sondern brauche Menschen, die im Sinne Kings daran weiterarbeiten.

WEGE NACH MONTGOMERY

An einem kalten Januartag des Jahres 1954 fuhr ein junger farbiger Mann mit seinem Auto von seinem Geburtsort Atlanta im Bundesstaat Georgia nach Montgomery in Alabama. Erst vor kurzem war er fünfundzwanzig Jahre alt geworden. An der Universität Boston musste er nur noch seine Doktorarbeit fertig schreiben, dann war seine Studienzeit beendet, und er konnte sich Dr. Martin Luther King nennen. Eigentlich hieß er, wie sein Vater, Michael King. Aber sein Vater, ein Pfarrer der Baptistenkirche, war nach einem Deutschlandbesuch so beeindruckt gewesen von den Worten und Taten des Martin Luther, dass er beschloss, sich und seinen fünfjährigen Sohn nach dem deutschen Reformator zu benennen. Martin Luther King senior und junior. Sein Vater war es auch, der sich gewünscht hatte, dass sein Sohn ein Geistlicher wird, um die lange Tradition von Baptistenpredigern in der Familie fortzusetzen. Martin hatte sich lange gesträubt. Die Art, wie in der Kirche seines Vaters die Gottesdienste gefeiert wurden, war ihm zu gefühlsbetont. Zu viel Leidenschaft, zu wenig Verstand. Er wollte lieber Anwalt oder Arzt werden. Erst

am Ende seiner Zeit am Morehouse College hatte er seine Meinung geändert und sich, zur Freude seines Vaters, zum Priester weihen lassen.

Nun musste er sich entscheiden, welchen beruflichen Weg er einschlagen wollte. Eine akademische Laufbahn oder ein Pfarramt. Er hatte Angebote von mehreren Universitäten, als Hochschullehrer zu wirken. Doch auch die Vorstellung, Pfarrer einer Gemeinde zu werden, reizte ihn. Die Dexter Avenue Baptist Church in Montgomery suchte einen neuen Pastor, und er war geladen worden, eine Probepredigt zu halten. Die Kirche lag im Zentrum der Stadt, schräg gegenüber dem Regierungssitz, einem imposanten Gebäude mit Kuppel und einer Säulenhalle. Als Martin Luther King am Sonntag vor die Gemeinde trat, waren viele erstaunt darüber, wie jung der Prediger aussah. »Was, dieser kleine Junge soll mein Pastor sein?«, meinte später eine Frau. Als dieser junge Mann dann über die »drei Dimensionen des Lebens« sprach, hätte man meinen können, dass er schon zehn Jahre älter ist, so klug und eindringlich waren seine Worte. Einen Monat später erhielt King einen Brief, in dem man ihm mitteilte, dass die Gemeinde sich einstimmig für ihn als neuen Pfarrer ausgesprochen habe.

King zögerte mit einer Zusage. Lange besprach er sich mit seiner Frau Coretta. Die beiden hatten sich in Boston kennengelernt und waren erst seit zehn Monaten verheiratet. Coretta stammt aus der Kleinstadt Marion in Alabama. Sie studierte am Konservatorium in Boston Musik und stand kurz vor ihrem Abschluss. Ihre Chancen, einmal als Lehrerin zu arbeiten, waren in den nördlichen Bundestaaten ungleich größer als im Süden. Außerdem schätzte sie ebenso wie Martin das freiere Leben im Norden. Beide waren im Süden aufgewachsen und hatten schlimme Erinnerungen an die Rassentrennung in ihrer Heimat. Martin vergaß nie, was für ein Schock es für ihn gewesen war, als er das erste Mal erlebte, was es heißt, in den Südstaaten ein »Neger« zu sein.

Als Dreijähriger war sein bester Freund ein weißer Junge aus der Nachbarschaft gewesen. Sie waren unzertrennlich und spielten jeden Tag miteinander. Dann kamen sie in die Schule, der eine in eine für schwarze Kinder, der andere in eine für weiße. Von da an war es seinem Freund verboten, weiterhin mit Martin zu spielen. Der konnte das nicht verstehen und fragte seine Mutter. Die erzählte ihm davon, wie seine Vorfahren aus Afrika nach Amerika verschleppt worden waren, wie sie als Sklaven auf den Baumwoll-



2. *Rassismus im Alltag: getrennte Warteräume*

feldern arbeiten mussten, wie es zum Bürgerkrieg kam und Abraham Lincoln die Sklaverei abschaffte. Warum es immer noch Unterschiede zwischen Schwarz und Weiß gab und warum Martin seinen Freund nicht mehr treffen durfte, das konnte sie nicht erklären. Sie konnte ihrem Sohn immer nur wieder versichern, dass er ebenso gut und wertvoll sei wie andere Kinder.

Die täglichen Erfahrungen in den folgenden Jahren machten es ihm schwer, an diese Gleichwertigkeit zu glauben. Überall waren Schilder mit der Aufschrift »White only«. In der Eisdiele musste er einen Seiteneingang benutzen und bekam immer nur das Eis, das gerade übrig war. Er durfte nicht dieselben Schulen besuchen wie die Weißen, durfte nicht in denselben Geschäften einkaufen, nicht in denselben Parks spazieren gehen oder dieselben Toiletten benutzen. Im Kino und im Bus musste er hinten sitzen oder stehen. Polizisten nannten ihn »nigger« oder »boy«. Und einmal, als er es auf einer Zugfahrt wagte, in den Speisewagen zu gehen, wies man ihm einen Platz hinter einem Vorhang zu. War er so abstoßend, dass man weißhäutige Menschen vor seinem Anblick schützen musste? Musste sich nicht jeder, der so behandelt wurde, zwangsläufig minderwertig fühlen? Der junge

Martin Luther King hasste alle Weißen. Seine Einstellung änderte sich erst, als er darüber nachzudenken begann, wer eigentlich verantwortlich dafür war, dass sein bester Freund aus der Kinderzeit mit ihm, dem schwarzen Nachbarsjungen, brechen musste.

MRS ROSA PARKS UND DIE FOLGEN

Trotz aller Bedenken beschlossen Martin Luther King und seine Frau Coretta, nach Montgomery zu gehen. Im September 1954 bezogen sie das Pfarrhaus. Martin brachte gleich frischen Wind in seine Gemeinde, indem er Komitees gründete, unter anderem eines, in dem sich die Mitglieder über die sozialen und politischen Probleme der Stadt informieren sollten. In seiner Studienzeit hatte Martin auch Bücher von Karl Marx gelesen, und er gab ihm recht, dass eine Religion, die nur auf ein Jenseits vertröstet, nichts anderes ist als »Opium des Volkes«. Seiner Überzeugung nach fordert die christliche Botschaft dazu auf, sich um »Himmel und Erde« zu kümmern, das heißt um